

Standpunkte 8/ 2005

Informationsdienst des Münchner Forums e.V.

ISSN 1861-3004



Schellingstraße 65, 80799 München
☎ 089 282076, info@muenchner-forum.de

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:
20.10.2005 Redaktion: Gernot Brauer

Sehr geehrte Damen und Herren,

Neue Plätze braucht die Stadt, schrieb am 9. Oktober 2005 der Münchner Architekt **Stephan Braunfels** in der *Welt am Sonntag*. Er hat selbst schon viele Plätze entworfen, aber erst einen realisiert: den sicher ungewöhnlichsten Platz, den man sich denken kann. Darüber informieren wir heute und übernehmen dazu seinen Beitrag in dieser Ausgabe auf Seite 2.

Viele Plätze hat Münchens früherer Baureferent **Horst Haffner** verantwortet. Was er dabei gelernt hat und welche Bilanz er für die **Gestaltung öffentlicher Räume** zieht, erläutert er jetzt in einem Buch. OB Christian Ude stellte es vor. Näheres auf Seite 4.

Haffners früherer Amtskollege **Klaus Jungfer** hat viele Jahre lang Münchens städtischen Haushalt verwaltet. Was er über **die Finanzen der Stadt** zu sagen hat, hat auch er jetzt in einem Buch zusammengefasst. In einem Podiumsgespräch mit OB Christian Ude und zwei Professoren kamen städtische Finanzprobleme zur Sprache. Darüber berichten wir auf S. 5.

Der absehbare **Bevölkerungsschwund** und Konsequenzen für die Städte haben uns schon in einer früheren „Standpunkte“-Ausgabe beschäftigt. Jetzt gibt es hierzu **neue Hochrechnungen**. Näheres lesen Sie auf Seite 6.

„**Die Zukunft entscheidet sich in den Städten!**“ fasst das BAT-Freizeitforschungsinstitut eine neue Untersuchung über das urbane Leben und die Wünsche der Menschen an die Zukunft der Städte zusammen. Institutsleiter Prof. **Horst W. Opaschowski** erinnert einleitend an den Zukunftspessimismus der frühen 1970er-Jahre: Die Sozialforschung prognostizierte damals den Niedergang der Städte und klagte über ihre „Unwirtlichkeit“. „Rettet unsere Städte jetzt!“ lautete 1971 die dramatische Forderung des Deutschen Städtetages. Das war einmal. Jetzt heißt die Leitlinie eher: „Die Zukunft entscheidet sich in den Städten!“ und „Ohne Städte ist kein Staat zu machen!“ Den Bericht des Institutsleiters Horst W. Opaschowski finden Sie in dieser Ausgabe auf Seite 6.

Mit freundlichen Grüßen
Wolfgang Czisch
Vorsitzender des Programmausschusses

INHALT:

Stephan Braunfels hat erstmals einen Stadtplatz realisiert. Seine Mitte ist ein Fluss. Neue Plätze braucht die Stadt. Also baut wieder Plätze! **Seite 2**

Horst Haffner hat über seine Arbeit als Platzgestalter ein Buch geschrieben: „Orte Plätze Räume – Vom Umgang mit der Stadt“ **Seite 4**

Auch Münchens ex-Stadtkämmerer ist unter die Autoren gegangen: München investiert in seine Zukunft weitgehend auf Pump **Seite 6**

Der absehbare Bevölkerungsschwund soll Bayern noch lange nicht treffen: 500 bayerische Gemeinden schrumpfen – München wächst **Seite 7**

Das BAT-Freizeitforschungsinstitut bestätigt einen Trend: „Die Zukunft entscheidet sich in den Städten!“ **Seite 7**

Leserbrief München: Beim Verlust von Urbanität eine halb duldende, halb mittätige tragische Heldin **Seite 11**

Wenn Sie uns schreiben möchten: Die Adresse ist BrauerMUC@aol.com

Stephan Braunfels hat erstmals einen Stadtplatz realisiert. Seine Mitte ist ein Fluss.

Neue Plätze braucht die Stadt. Also baut wieder Plätze!

Die moderne Architektur hat den städtischen Platz zum Feind erklärt. Ein Fehler: Denn er ist wichtiger als jedes noch so bedeutende einzelne Gebäude, findet Stephan Braunfels, einer der renommiertesten deutschen Architekten. Er baute u.a. das Paul-Loebe-Haus im Berliner Parlamentsviertel und die Pinakothek der Moderne in München.

Warum wurden in den letzten 100 Jahren viele tausend großartige Bauwerke erbaut, aber kein einziger Stadtplatz, der auch nur annähernd an den Campo in Siena, das Kapitol in Rom oder den Markusplatz von Venedig heranreicht? Die Philharmonie von Scharoun in Berlin oder das Guggenheim-Museum in Bilbao sind Meisterwerke der modernen Architektur, aber sie sind autonome, wenn nicht sogar autistische Skulpturen. Ihre Umgebung sind Restflächen, keine Stadträume, in denen wir uns gern aufhalten. Wir reisen nach Italien, nach Venedig, Florenz oder Rom, nach Siena, Lucca oder Pisa, wenn wir das Flair richtiger Stadtplätze erleben wollen. Und wir genießen sie, sitzen stundenlang in ihren Cafés und reisen immer wieder hin. Italien hat zahllose schöne Plätze, aber auch die Plazas Major in Madrid, Barcelona oder Bilbao, ja in fast jeder spanischen Stadt, oder die Plätze von Paris, Lyon, Nancy oder Brüssel ziehen uns an. Auch in Deutschland gibt es viele Plätze von Weltrang: Die berühmtesten, der Königsplatz, der Odeonsplatz oder der Max-Joseph-Platz in München, der Theaterplatz in Dresden oder der Gendarmenmarkt in Berlin entstanden bzw wurden erst im 19. Jahrhundert vollendet.

Die moderne Architektur hat mit der europäischen Stadt gebrochen

Die moderne Architektur hat mit der europäischen Stadt gebrochen, ja es oft sogar geschafft, diese größte kulturelle Gesamtleistung der letzten tausend Jahre in Europa zu zerstören. Straße und Platz galten als Relikte einer feudalen, unaufgeklärten Zeit - anstelle von Stadtraum sollte Freiraum entstehen. Die Architektur sollte nicht mehr städtische Räume bilden, sondern ohne Zwang frei "atmen" können. Heraus kamen statt erneuerter oder neuer Städte nur Einkaufs- und Gewerbezentren mit Vorortsiedlungen und zersiedelte Landschaften. Statt städtischer Räume aus Straßen und Plätzen wurden - je nach Ideologie - strenge Raster oder "organische" Schleifen gelegt, auf denen endlose Wiederholungen nahezu gleichartiger Gebäude ohne inneren Zusammenhang errichtet wurden. Dabei kann moderne Architektur großartig sein! Kaum ein Jahrhundert hat so viele Meisterwerke hervorgebracht wie das 20. Jahrhundert.

Die moderne Architektur hat aber einen entscheidenden Fehler gemacht: Sie hat das autonome Einzelgebäude über den öffentlichen städtischen Raum gestellt, ja ihn zum Feind der Moderne erklärt. Dabei ist der öffentliche Raum viel wichtiger als jedes einzelne Gebäude, der Raum zwischen den Fassaden der Häuser für den Bürger wesentlicher als das, was sich hinter diesen abspielt. Erst, wenn der Außenraum Innenraum wird - so meine These - entsteht Öffentlichkeit, demokratisches Bewußtsein und friedliches Miteinander.

Erst wenn der Außenraum zum Innenraum wird, entsteht Öffentlichkeit

Tausend Jahre lang hat man das gewusst - warum wurde es in 100 Jahren vergessen, ja geleugnet? Der Campo in Siena, heute einer der beliebtesten Plätze der Welt, war ursprünglich die Restfläche zwischen drei Teilstädten, die mit dieser "piazza publico" zu einer neuen Stadtgemeinschaft zusammengeschweißt wurden. Auch das Kapitol in Rom war ursprünglich ein wüster Reistraum hinter dem antiken Senatorenpalast, bis Michelangelo in genialer Weise die hier schon angelegten Raumqualitäten entdeckte und zu einem einzigartigen dynamischen Ensemble steigerte. Die vielleicht kunstvollste Platzkomposition der Welt war also keine Erfindung, sondern ist aus vorhandenen Ansätzen visionär vollendet worden. Es ist eine weitgehend unbekannte Regel: Das Beste in der Stadtbaukunst ist nie erfunden worden, sondern fast immer gefunden, also aus schon vorhandenen, aber versteckten Anlagen entwickelt worden.

Der Hauptfehler der Moderne: Man hat geglaubt, alles müsse neu erfunden werden

Stadtbaukunst ist Forschung: Mehr noch als in der Architektur kann man im Städtebau kaum etwas erfinden, aber vieles, oft das Entscheidende, finden: in der Geschichte, im Zerstörten, im Vergessenen - oft ist übrigens das Richtige schon einmal geplant, dann aber nicht realisiert worden. So sind versäumte Planungen vergangener Jahrhunderte geradezu eine Fundgrube für Stadtbaukunst. Der Hauptfehler der Moderne: Man hat geglaubt, alles müsse neu erfunden werden. Das mag für die Architektur manchmal richtig sein, für die Stadtbaukunst ist diese Doktrin im 20. Jahrhundert tödlich gewesen. Denn Stadtbaukunst braucht oft viele Jahrzehnte und kontinuierliche Entwicklung, um zum Ziel zu kommen. Kein Platz der Welt ist in wenigen Jahren entstanden, die besten brauchten viele Jahrzehnte.

Der wohl schönste Platz der Welt, der Markusplatz in Venedig, hat viele Jahre gebraucht. Trotzdem gab es hier, wie bei fast allen berühmten Plätzen, einen entscheidenden Architekten, der aus dem Vorhandenen etwas Geniales schuf. Der entscheidende Geniestreich von Sansovino war es, daß er durch die Schrägstellung der Neuen Prokuratien die Piazza aufweitete und den mittelalterlichen Campanile freistellte. So wurde das weithin sichtbare Symbol von Venedig auch Dreh- und Angelpunkt dieser einzigartigen Stadtraum-Komposition aus Piazza und Piazzetta, dem wohl schönsten Platz am Wasser überhaupt. Wie der Markusplatz, so zeigen auch die genialen stadträumlichen Einfügungen von Vasari und Bernini - die Uffizien in Florenz und der Petersplatz in Rom -, daß die besten Plätze der Welt nicht axial gerastert oder rechteckig langweilig sind, sondern immer dynamisch angelegt sind. Es sind nämlich die Beziehungen zwischen vorhandenen und neuen Gebäuden, die Stadtraum entstehen lassen. Die Blicke auf Türme und Kuppeln oder Flüsse und Meere schaffen Perspektiven, welche sich im Durchschreiten verändern.

Wie konnte die Moderne diese Chance übersehen, dieses Potential verschenken? Gibt es modernere Stadträume als die Uffizien von Florenz, die das alte römische Raster bewußt sprengen, um den spannungsvollen Dialog der Kuppel von Brunelleschi mit dem Turm des Palazzo della Signora überhaupt erst erkennbar werden zu lassen, also den jahrhunderte alten Konflikt zwischen Kirche und Staat ins stadträumliche Bewußtsein zu rücken? Erst durch gestaltete Plätze, durch das Schaffen von öffentlichem Raum kann sich städtisches, gesellschaftliches Leben entfalten. Der Außenraum muß Innenraum werden, damit wir uns gern dort aufhalten. Erst wenn die Fassaden der Gebäude bewußt Raumwände bilden oder in einen erkennbaren Dialog mit dem Platzraum treten, entsteht Innenraum. Je bewusster die Fassaden Innenwände des öffentlichen Platzes statt Außenwände des nichtöffentlichen Gebäudeinneren sind, desto kräftiger wirkt ein Platz als Raum. Die Doktrin der Moderne "Form follows function" steht dem allerdings diametral entgegen.

"Baust du ein Haus, so denke an die Stadt" sagte einmal Luigi Snozzi, ein durch und durch moderner Schweizer Architekt. Es ist also ein bewusstes Missverständnis der Moderne, daß Architektur und europäische Stadt zwingend Gegner sein müssen. Wo steht, daß moderne Architekten nicht ebenso stadtraumbildend bauen können wie früher Michelangelo, Vasari oder Bernini?

Das 20. Jahrhundert hat kaum Stadtplätze geschaffen, aber viele zerstört

Das 20. Jahrhundert hat - abgesehen von einigen faschistischen und postmodernen Beispielen - keine Stadtplätze geschaffen, aber viele zerstört. Aber wir können und müssen wieder neue Plätze bauen. Ich habe schon viele Plätze geplant - in München den Marstallplatz, den Marienhof oder den Platz der Opfer des Nationalsozialismus, in Dresden den Wiederaufbau von Alt- und Neumarkt, den Bahnhofsplatz und den Georgplatz, in Berlin den neuen Schlossplatz, den Philharmonieplatz im Kulturforum und einen neuen Platz vor der Museumsinsel, in Köln den neuen Messeplatz, in Braunschweig den Kennedy- und den Schlossplatz: Viele dieser Entwürfe haben in Wettbewerben erste Preise gewonnen - aber keiner wurde bisher realisiert. Jetzt durfte ich meinen ersten Stadtplatz realisieren: Der "Spreepplatz" in Berlin zwischen Paul-Löbe-Haus

und Marie-Elisabeth-Lüders-Haus des Deutschen Bundestages ist ein ungewöhnlicher Platz. Es ist der einzige Platz der Welt, durch den ein Fluss mittendurch fließt - die Spree. Darüber hinaus ist er voller Symbolik: An dieser Stelle durchbrach die Spree die ehemalige Ost-West-Grenze, hier war die Mauer also unterbrochen. Das führte zu vielen Toten, die beim Versuch, die scheinbar leicht "untertauchbare" Mauer zu überwinden, erschossen wurden.

Mitten durch Berlins Spreeplatz fließt ein Fluss, nämlich die Spree

Die Symbolik von Trennung und Wiedervereinigung wurde vielfältig gestaltet: mit zwei gegenüberliegenden Wassertreppen, die die Spree friedlich durchschreitbar erscheinen lassen, mit den beiden korrespondierenden Flugdächern, die exakt die Uferkanten der Spree aufnehmen, also ein Stück Spree in den Himmel projizieren und sich wie zwei Magnete anzuziehen scheinen. Last but not least die beiden Brücken, die beide Hälften des Gesamtkomplexes verbinden.

Nur die Ränder des neuen Spreeplatzes sind begehbar, die Mitte bildet das hier einst von Osten in den - freien - Westen fließende Wasser der Spree. Auch wenn man von der Westseite viele spektakuläre Blicke auf das Marie-Elisabeth-Lüders-Haus hat, so ist die Ostseite vielleicht noch aufregender: Der Blick durch die riesige Halle des Paul-Löbe-Hauses hindurch aufs Kanzleramt, welches hier auf einmal überraschend nah erscheint, zeigt, daß die Idee des Ost und West verbindenden Bandes des Bundes keine Kopfgeburt war, sondern mit Händen zu greifende, räumlich faszinierende Wirklichkeit wurde.

Auch die neue Spree-"Piazza" hat eine "Piazzetta": die große Treppe, im Volksmund schon "Spanische Treppe" genannt. Ihre wahren Vorbilder sind jedoch die großen Treppen von Le Notre im Park von Versailles oder auch die Treppe zur Brühlschen Terrasse in Dresden, die auch "Balkon Europas" genannt wurde. Tatsächlich hat man von dem neuen "Balkon Berlins", der ganztägig in der Sonne liegt, die schönste Aussicht auf das Regierungsviertel. Öffentliche Treppen gehören zu Plätzen. Daß ganze Plätze als Treppe gebaut wurden, verbindet die Spanische Treppe in Rom allerdings mit dieser Berliner Treppen-"Piazzetta". Das Besondere am Spreeplatz ist das Raumerlebnis und der Nachweis, daß moderne Architektur und europäischer Stadtraum keine unversöhnlichen Gegner sein müssen. Der Spreeplatz will also auch ein Beispiel geben und Ermutigung und Anregung sein: "Baut wieder Plätze"! Denn der Raum zwischen den Gebäuden macht die Stadt aus!

Stephan Braunfels

Horst Haffner hat über seine Arbeit als Platzgestalter ein Buch geschrieben:

„Orte Plätze Räume – Vom Umgang mit der Stadt“

Bei der Gestaltung zahlreicher Plätze hat Münchens langjähriger Baureferent Horst Haffner Regie geführt. In seinen 16 Amtsjahren (zehn Jahre war er außerdem Stadtrat) hat er wie beim Rindermarkt eine Grünfläche beseitigt oder wie beim Königsplatz Grünflächen wiederhergestellt. Mit Kunst hat er städtische Plätze akzentuiert, aber mit möglichst wenig „Möblierung“ trotzdem offen gehalten.

Ein „neues Standardwerk zur München-Literatur“ hat Haffner nach Einschätzung von Oberbürgermeister Christian Ude geschrieben. Er habe keinen „schöngefärbten Ausschnitt“ dessen gegeben, was Touristenbücher von Bayerns Metropole herzeigen, sondern ein „richtiges Lehrbuch darüber verfasst, wie man mit öffentlichen Räumen in einer großen Stadt umgehen kann – „für Leute, die bei der Platzgestaltung mitreden wollen“. Zusammen mit Fotos von Michael Heinrich beschreibt Haffner in seinem gewichtigen Werk „Orte Plätze Räume – Vom Umgang mit der Stadt“, wie Münchens öffentliche Räume sich seit 1990 gewandelt haben. Außer städtischen Plätzen stellt er auch die Entwicklung von Parks dar. Als Stadtrat hatte er sich beispielsweise von Anfang an für den Petuelpark ausgesprochen – nachträglich eine Genugtuung für Ude, der

den Petuelringtunnel lange abgelehnt hatte und nun einen Kronzeugen für dieses Projekt vorzeigen kann. Der Petuelpark ist für Haffner mehr als nur ein weiterer Park; er kennzeichnet auch eine Entwicklungstendenz: „In Münchens neuen Stadtquartieren“, sagt der pensionierte Baureferent, „hat der Platz zugunsten des öffentlichen Gartens an Bedeutung verloren. Der Garten wird wie eine Art grüner Platz angenommen.“

Die Gestaltung von Münchens öffentlichen Räumen geht auf eine Pilotstudie von 1991 zurück. Sie hatte nicht weniger als 750 Bereiche aufgelistet, die eine gestaltende Pflege verdienen. Diese Studie führte zu einem städtischen Handlungskonzept, das Haffner als „bescheidene Münchner Linie“ bezeichnete, bei der man aber „in einzelnen Projekten deutlich hervortreten“ könne. Haffner, der in seinem Buch auch ausführlich auf die Bürgerbeteiligung eingeht und dazu Auskünfte des Münchner Forums verarbeitete, lobt dieses Instrument sehr: „Die Bürgerbeteiligung beschleunigt Prozesse“, sagte er bei der Buchvorstellung am 12. Oktober in der Architekturgalerie. Er warb dafür, auch künftig die Bürger in städtische Vorhaben intensiv einzubeziehen.

Gernot Brauer

Florian Sattler fragt:

Braucht München Lacklöwen?

In den Straßen der Münchner Innenstadt ist nicht der Bär los, sondern der Löwe. Es ist, als läge in den Vitrinen unserer Bibliotheken keine Literatur mehr. Nur noch Mickey Mouse Hefte! Zwar gibt es eine städtische Kommission zur Beurteilung von Kunst im öffentlichen Raum. Sie diskutiert in langen Sitzungen ihre Urteile und bringt sie zu Papier. Am Ende kommt nicht immer 1a-Qualität heraus, aber es werden doch nur Werke zugelassen und öffentlich aufgestellt, deren Originalität und künstlerische Bemühung anzumerken ist.

Derartige Hürden mussten die gefälligen Löwen – Niki de Saint-Phalles naive Nanas sind dagegen schwere Kost – offenbar nicht nehmen. Kunterbunt und possierlich abgerundet steht das einst stolze Wappentier vor den Geschäften, die es gesponsert haben. Auf kleinen Tafeln wird keck behauptet, diejenigen, die sie angestrichen haben, seien Künstler.

Als Joseph Beuys einst seinen vertrauensseligen Ausspruch tat: „Jeder Mensch ist ein Künstler“ hatte er so nicht gewettet. Angesichts technisch so simpler Reproduzierbarkeit (Walter Benjamin) hat die Pressplastik den wirklichen Kunststatus eigentlich verwirkt.

In unsere ohnehin übermöblierten Straßen ist nur noch mehr ästhetische Unordnung eingekehrt. Der Schaden dieser Verwirrung kann durch den guten Zweck, dem der Erlös dieser Machwerke am Ende zugeführt werden soll, nicht aufgewogen werden.

Schon in Berlin waren die Bären des gleichen Unternehmens zu glatt und zu rund und zu harmlos; aber sie waren in der poppigeren Hauptstadt eher zu ertragen. Das mag auch für die Kühe gelten, mit denen aus Gründen der Provokation so getan wurde, als bestünde die Schweiz nur aus Milka-Schokolade.

In München erscheinen mir die Löwen nur ärgerlich. Es ist nicht anzunehmen, dass sie der erschlaferten Kauflust aufhelfen. Und es ist auch kein Beweis für Kinderfreundlichkeit, wenn man maßstabslos vergrößertes Spielzeug über die Bürgersteige verstreut.

Merke: das schön anarchische Prinzip „anything goes“, das auf der Leinwand produktive Unruhe schaffen kann, bedeutet für die Stadtgestalt in der Mehrheit der Fälle Ungemach.

Florian Sattler

Auch Münchens ex-Stadtkämmerer ist unter die Autoren gegangen:

München investiert in seine Zukunft weitgehend auf Pump

Wie viel Geld braucht die Stadt? Soll sie im Sinn eines „schlanken Staats“ finanziell an kurzer Leine laufen und weniger Leistungen anbieten oder die Bürger intensiver versorgen und dazu mehr Steuern einnehmen? Wie teuer darf die Stadt für die Bürger sein? Münchens früherer Stadtkämmerer Klaus Jungfer plädiert in seinem neuen Buch für eine bessere Finanzausstattung der Städte.

Die Signale sind unübersehbar: Die Investitionskraft der deutschen Städte hat sich in den letzten zwölf Jahren halbiert. München investiert zwar in diesem Jahr noch rund eine Milliarde Euro, aber, wie Oberbürgermeister Christian Ude bei der Vorstellung von Jungfers Buch „Die Stadt in der Krise“ sagte, „größtenteils auf Pump“. Das Geld, das heute ausgegeben wird, muß also die künftige Generation erst wieder verdienen und der Stadt als kommunale Steuern zurückgeben. Noch dramatischer als Indikator für die finanziellen Probleme entwickelten sich die Kassenkredite, also der Umfang des kurzfristig geliehenen Geldes, mit denen die Städte ihre laufenden Ausgaben für Straßen und Schulen, Kindergärten und die weitere kommunale Verwaltung bezahlen. Sie sind in Udes Amtszeit für alle Kommunen von 1,7 auf über 20 Milliarden Euro gestiegen.

Um finanziellen Problemen gegen zusteuern, hat München die Grundsteuer ebenso erhöht wie die Eintrittskartenpreise in den städtischen Kammerspielen, die Gebühren für Kinderkrippen ebenso wie die für Kindergärten oder für die Benutzung der Stadtbibliothek. In den letzten zehn Jahren hat die Stadt 2000 Stellen in der Verwaltung abgebaut, aber gleichzeitig 2000 andere zur Betreuung von Kindern und im kommunalen Schuldienst geschaffen. Noch hat München Handlungsspielraum. Noch gilt Jungfers Satz „Selbstverwaltung besteht dann, wenn die Stadt etwas tun kann, ohne es tun zu müssen“. Der pensionierte Stadtkämmerer beklagt aber, dass der Staat den Kommunen immer mehr Aufgaben zuweist, ohne dass im Grundgesetz abgesichert sei, dass er Städte und Gemeinden dafür finanziell ausreichend ausstatten müsse. Die Gewerbesteuer oder die Lohnsummensteuer, die früher den Kommunen zugute kamen, hat der Gesetzgeber beseitigt, um die Substanz von Unternehmen steuerlich nicht zu belasten. Die Gewerbesteuer trifft nur den Firmengewinn, und der ist in Grenzen gestaltbar. Jungfer, besonders aber Ude, wandten sich erneut gegen Experimente mit der Gewerbesteuer, deren Umfang bundesweit auf 23 Milliarden Euro eingebrochen war, nun wieder bei 29 Mrd. Euro liegt und 2007 32 Mrd. erreichen soll. Dabei war der Einbruch, wie Ude sagt, „nicht das eigentliche Problem, sondern die Verrechnungsmöglichkeit mit Verlusten auf Seiten der Unternehmen.“ Diese „Flickschusterei des Gesetzgebers“ (Ude) habe viele Städte an den Rand der Zahlungsunfähigkeit gebracht. München sei noch vergleichsweise glimpflich davongekommen, sagt Ude. Das Gewerbesteueraufkommen Münchens lag letztes Jahr bei rund 1,2 Milliarden und soll der Stadt dieses Jahr rund 1,5 Milliarden Euro einbringen.

Ob die Verrechnungsmöglichkeit der Gewerbesteuer mit der Einkommensteuer eine gute Regel ist oder ob der Staat Gelder, die er den Gewerbesteuerpflichtigen als Einkommensteuerermäßigung wieder zurück gibt, nicht einfacher direkt den Kommunen zuweisen sollte, die dann diese Differenzbeträge gar nicht erst als Gewerbesteuer zu erheben hätten, wurde bei der Buchvorstellung kontrovers diskutiert. Jungfer jedenfalls hält an Grundforderungen fest, die er in seinem Buch näher erläutert: Das Einkommen der Städte sei grundgesetzlich zu sichern. Die Selbstverwaltung der Kommunen müsse – gerade finanziell – neu freigekämpft werden. Die Lohnsteuer solle nicht mehr nur dem Wohnort der Beschäftigten zufließen (nicht selten sind das Gemeinden im Speckgürtel der Städte), sondern je zur Hälfte diesem und dem Arbeitsort. Gewerbesteuerumlagen müssten abgeschafft werden. Und die sogenannte gesamtstaatliche Konnexitätsforderung bestehe fort; das heißt: Bund, Länder und Gemeinden müssten ihren Kuchen so backen und so verteilen, dass alle, gerade auch die Kommunen, leben und ihre Aufgaben erledigen können.

Gernot Brauer

Der absehbare Bevölkerungsschwund soll Bayern noch lange nicht treffen:

500 bayerische Gemeinden schrumpfen – München wächst

In mehr als fünfhundert bayerischen Gemeinden sinkt die Einwohnerzahl. Das zeigte sich bei einem Workshop „Abschied vom Wachstum? Demographischer Wandel in Bayern“ des Deutschen Verbandes für Angewandte Geographie, des Informationskreises für Raumplanung e.V., des Lehrstuhls für Raumentwicklung der TU München und der Evangelischen Stadtakademie München. Trotzdem glauben Fachleute nicht, dass die bayerische Bevölkerung bis zur Mitte des Jahrhunderts insgesamt schrumpft. Anhaltende Zuwanderung werde die geringeren Geburtenzahlen ausgleichen, meinte Dr. Reinhold Koch vom Bayerischen Staatsministerium für Wirtschaft, Infrastruktur, Verkehr und Technologie aufgrund neuer Bevölkerungsvorausberechnungen für Bayern. Veränderungen der Altersstruktur verlaufen regional und lokal allerdings weder vergleichbar noch kontinuierlich. Für die Kommunen ist noch schwer abzuschätzen, wie sie auf den demografischen Wandel zu reagieren haben. München, so hatte Stadtentwicklungs-Chef Stephan Reiß-Schmidt kürzlich erklärt, richtet sich zunächst bis zum Jahr 2015 darauf ein, dass die Stadt noch leicht wächst, und zwar um zwei bis drei Prozent gegenüber 2000.

Das BAT-Freizeitforschungsinstitut bestätigt einen Trend:

„Die Zukunft entscheidet sich in den Städten!“

In der Nach-68er-Zeit herrschte in Deutschland urbaner Zukunftspessimismus. Die Sozialforschung prognostizierte damals den Niedergang der Städte und klagte über ihre „Unwirtlichkeit“. „Rettet unsere Städte jetzt!“ lautete die dramatische Forderung des Deutschen Städtetages 1971. Das alles war einmal. Jetzt heißt die Leitlinie eher: „Die Zukunft entscheidet sich in den Städten!“ und „Ohne Städte ist kein Staat zu machen!“ Institutsleiter Prof. Horst W. Opaschowski berichtet:

Die Deutschen entdecken die Qualität des Stadtlebens wieder, die Innenstadt als lebenswerten Wohnraum, in dem sich die Menschen wohl fühlen können. Fast drei Viertel der Bevölkerung (71%) schätzen die historischen Innenstädte als touristische Attraktion, finden an den gepflegten Grün- und Parkanlagen Gefallen (71%) und freuen sich über die gute Erreichbarkeit der Innenstadt mit öffentlichen Verkehrsmitteln (69%). Dies geht aus einer aktuellen Repräsentativstudie des BAT Freizeit-Forschungsinstituts unter dem Titel „Besser leben, schöner wohnen? Leben in der Stadt der Zukunft“ hervor. Sie ist gerade als Buch erschienen.

Zukunftswünsche der Bevölkerung vom Generationenhaus bis zur Baugemeinschaft

„In den Wunschvorstellungen der Bevölkerung gleicht die Stadt der Zukunft einem modernen ‚Sesam-öffne-dich‘“, so Prof. Dr. Horst W. Opaschowski, der Wissenschaftliche Leiter des Instituts und Autor des Buches. „Wichtig und attraktiv ist fast alles, was das Leben in der Stadt gut, schön und lebenswert macht.“ Gewünscht wird neben einem vielfältigen Kulturangebot (67%) und einem abwechslungsreichen öffentlichen Leben auf Straßen und Plätzen (66%) eine hohe Erlebnisqualität im Wohnumfeld (64%). Zu diesem urbanen Wohlfühlen gehört die Sauberkeit (68%) ebenso dazu wie das Sicherheitsgefühl (62%).

In der Stadt der Zukunft wollen die Menschen auch neue Wohnformen zur Miete oder zum Eigentum - von der Baugemeinschaft über das Generationenhaus bis zur Senioren-WG - verwirklichen können. Eine Antwort auf die demografische Entwicklung in Deutschland werden in Zukunft Mehr-Generationen-Wohngemeinschaften sein. Zwölf von hundert Bundesbürgern präzisieren diesen Wunsch ganz konkret: „Mein Zukunftstraum ist eine Wohngemeinschaft in einem Haus, in dem mehrere Generationen eine eigene Wohnung haben und jederzeit in Gemein-

schaftsräumen zusammenkommen können, aber nicht müssen.“ Gemeinschaftsräume werden zum erweiterten Kinderzimmer und eröffnen insbesondere berufstätigen Eltern und Alleinerziehenden Freiräume für Aufsicht und Betreuung.

„Alle unter einem Dach - aber jede(r) für sich. Eine ebenso kommunikative wie individualistische Form des Wohnens, die Zusammensein genauso wie Alleinsein ermöglicht und zugleich Vereinsamung verhindern hilft,“ sagt Opaschowski. „Das wird auch eine lebenswerte Alternative für die wachsende Zahl von Singles und Senioren sein.“ Das Interesse an einem konfliktfreien Zusammenleben der Generationen nimmt zu. Die Mehr-Generationen-WG gewährt Sicherheit und soziale Geborgenheit. Sie stellt eine zukunftsfähige Wohnform dar. Denn sie ermöglicht beides: Nähe und Distanz.

“Lebensstil zu vermieten“ – die Zukunftsofferte von Wohnungsbaugesellschaften

Die Wohnung gilt - nach der Kleidung - als die „dritte Haut“ des Menschen: Status, Selbstbild, Lebensstil - alles spiegelt sich hier wider. Der prognostizierte Bevölkerungsrückgang lässt in Zukunft mehr Frei-Raum zur Inszenierung der eigenen Person im jeweilig gewünschten sozialen Milieu. Immer öfter stellt sich dann die Frage: „Welche Wohnung passt zu mir?“

Jeder vierte Bundesbürger (26%) will in Zukunft in einer Wohnanlage mit Nachbarn leben, die gleiche oder ähnliche Interessen haben. Breiten sich also spezielle Wohnquartiere nur für Singles oder Paare, Familien, Rentner oder Zuwanderer aus? Opaschowski meint: ja. „Immer mehr Menschen wollen in Zukunft Lebensstile kaufen und nicht nur Wohnhäuser. Wohnungsbaugesellschaften werden dann bemüht sein, Wohnsiedlungen mit gemeinsamen Interessen zu offerieren und ein Leben unter Gleichgesinnten zu garantieren.“ In solchen Interessen-WG-Häusern werden Lebensstile geradezu zementiert. Hilfesuchende und Hilfsbereite, Kontaktsuchende und Kontaktfreudige können mit- und nebeneinander wohnen und leben.

Wechselnde Lebensstile entscheiden über die Wohnformen der Zukunft: Flexibles Wohnen ist angesagt. In einer Gesellschaft des langen Lebens werden die Wohnformen wesentlich von wechselnden Lebensphasen bestimmt und immer weniger nur eine Frage des Milieus (z.B. soziale Herkunft, Bildung) oder des Geldes sein. Idealerweise müsste mit jeder neuen Lebensphase das Haus umgebaut oder neu eingerichtet werden, sagt Opaschowski. „Wer seine Arbeit oder seinen Partner wechselt, zieht woanders hin. Und wer neue Gleichgesinnte sucht, wählt eine Interessen-WG auf Zeit.“ So gesehen wird es bald keine Standardwohnung mehr geben. Die Immobilien „verzeitlichen“ sich - als Lebensabschnittshäuser, -wohnungen oder -wohngemeinschaften: Für Familien oder Alleinlebende, Singles oder Senioren. Jeder vierte Bundesbürger im Alter von über 65 Jahren (27%) wünscht sich eine Gemeinsame-Interessen-Wohnanlage (GIW). Das können auch neuartige Baugemeinschaften mit Genossenschaftscharakter oder Hausgemeinschaften für Senioren sein, in denen eigenständig und selbstbestimmt in eigenen Räumen gewohnt, aber auch Gemeinschaftsbereiche genutzt werden können. Solche Hausgemeinschaften bieten Kommunikationsmöglichkeiten und garantieren zugleich soziale Betreuung im Fall der Pflege. „Anders wohnen“ heißt in Zukunft: Im Kontakt mit Jüngeren nicht allein alt werden.

Shopping, Szene, Straßencafés: Die Sonnenseiten des Lebens in der Stadt.

Nicht jeder Städter kann sich alles leisten. Aber es tut offensichtlich gut und trägt zum Wohlbefinden bei, jederzeit flanieren zu können, ohne gleich etwas kaufen oder besitzen zu müssen. Jeder zweite Bundesbürger verbindet mit dem Gedanken an die Stadt der Zukunft die Vielfalt der Einkaufsmöglichkeiten (52%) und die gute Erreichbarkeit (43%). Das macht den Reiz des Stadtlebens aus: In Einkaufspassagen bummeln (49%), in Straßencafés verweilen (36%), sich an den gepflegten Grünanlagen erfreuen (30%), etwas für die Bildung tun (29%) und kulturelle Veranstaltungen besuchen (36%). Das ist die sympathische Seite städtischen Lebens. Armut und Alter, Angst und Arbeitslosigkeit werden dabei vorübergehend ausgeblendet. Im städtischen Leben wollen sich die Menschen möglichst jenseits von sicht- und spürbarer Not und

Notwendigkeit bewegen. Hier gibt und zeigt man sich anders als zu Hause, konsum- und kontaktfreudiger, lebens- und unternehmungslustiger. Stadtleben bedeutet für viele: Tapetenwechsel. Szenenwechsel. Rollenwechsel.

Wenn alles getan ist - dann leben die Städter auf. Dann wollen sie etwas und vor allem sich selbst erleben. Dann haben sie freie Zeit und suchen Freizeitorte auf - im Grünen und im Freien. Aber auch kommunikative Treffpunkte beim Shopping, Aus- und Essengehen sind gefragt. Opaschowski: „Das urbane Freizeitleben der Zukunft spielt sich zwischen Natur, Kultur und Kulinarik ab. Parks, Passagen, Pubs und Pinten sind die attraktivsten Freizeitorte in der Stadt. Sie ermöglichen Entspannen und Erleben, Kontakt und Konsum.“

Stadtparks (91%) und Naherholungsgebiete (87%), Restaurants (87%) und Cafés (84%), Fußgängerzonen (86%) und Einkaufspassagen (83%) stehen in der Gunst der Städter ganz oben. Inmitten von städtischem Grün wollen die Menschen Kommunikation und Kulinarisches genießen, die unverbindlichen Kontakte, die zwanglose Zerstreung, Unterhaltung und Geselligkeit sowie die Freude am guten Essen und Trinken. Auch traditionelle Kultureinrichtungen wie Theater (67%) und Museen (65%), Konzertsäle (60%) und Kunstgalerien (53%) gehören dazu, wenn sie auch deutlich weniger favorisiert werden. Unter 40 attraktiven Freizeitorten in der Stadt rangiert beispielsweise die Oper an letzter Stelle (43%). Sehr viel höher schätzen die Bürger das Hallenbad (81%), den Spielplatz oder die Sportanlage (je 78%) ein. Hier kann man sich erholen, frei und zwanglos sein. Niemand will etwas, niemand muss etwas tun.

Kinderfeindlichkeit und hohe Mieten: die wichtigsten kommunalen Probleme

In den Großstädten Deutschlands bekommen die Kinder in Zukunft Minderheiten-Status. Seit 1900 hat sich der Anteil der Ein- und Zwei-Personen-Haushalte in Deutschland von 22 Prozent (1900) auf 70 Prozent (2005) mehr als verdreifacht. Und seit Mitte der sechziger Jahre halbierte sich die Zahl der Geburten von 1,4 Millionen (1964) auf 0,7 Millionen (2005). Deutschland zählt zu den Ländern in der Welt mit der niedrigsten Geburtenrate und der höchsten Kinderlosigkeit.

Die Kinderlosigkeit in Deutschland ist keine reine Privatangelegenheit. Sie hat tiefergehende gesellschaftliche Ursachen. Denn es mangelt bisher an positiv motivierenden Leitbildern und Wertvorstellungen in der Gesellschaft, um Kinder zu bekommen. Und es fehlen familienunterstützende Dienstleistungen im Hinblick auf Wohnungsbau, Verkehrsplanung und Freizeitangebote. Ein Grund, warum die meisten Großstädte in Deutschland von den eigenen Bewohnern als „nicht kinderfreundlich“ bewertet werden - am meisten in Frankfurt (64%), Essen (62%), Dortmund (59%), Berlin (57%), Köln (55%) und Hamburg (54%), am wenigsten in Bremen (36%), Stuttgart (45%) und München (47%).

Die Bundesbürger machen die Erfahrung, dass Mängel in den Kommunen fast nur noch verwaltet werden. Das Stadtbild wird mehr durch Schlaglöcher als durch Neubauten geprägt. Kritisiert werden neben den Schlaglöchern auf den Straßen vor allem Mängel in der Kinder- und Familienpolitik - von den fehlenden Kinderspielplätzen (26%) über mangelnde Ganztagsbetreuung für Kinder (26%) bis hin zu familienfeindlichen Strukturen (15%). Und mehr als jeder fünfte Befragte registriert mittlerweile ungepflegte Grünanlagen (23%) und fühlt sich vom unsauberen Stadtbild (21%) abgestoßen. Und von bürgernaher Verwaltung können manche Bewohner nur träumen. Statt gemeinsam gegen die Mängel vor Ort anzugehen, ist eher eine mangelnde Kooperation feststellbar (22%). So wird letztlich überall gespart - an Geld und an Gemeinsamkeit.

Beim Gedanken an das Leben in der Stadt der Zukunft eskalieren die Probleme - vor allem im sozialen Bereich: Fast jeder zweite Westdeutsche (46% - Ostdeutsche: 32%) erwartet für die Zukunft hohe Mieten, die kaum mehr bezahlbar sind. Die Ostdeutschen befürchten in erster Linie wachsende Kriminalität (42% - Westdeutsche: 40%). Übereinstimmend vertreten West- wie Ostdeutsche die Auffassung, dass das Stadtbild der Zukunft durch Stress und Unruhe (je 34%) sowie durch Armut und Elend (je 27%) geprägt sein wird.

In den Zukunftsängsten der Bevölkerung spiegeln sich die Wirtschaftsprobleme der vergangenen Jahre wider. Arbeitslosigkeit und die Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes in Verbindung mit der Vor-„Sorge“ um Alters- und Rentensicherung stellen erstmals den Erhalt des Lebensstandards (und nicht nur der Lebensqualität) in Frage. Es geht um existentielle Fragen von Wohnen, Essen und Kleiden. Für jeden dritten Bundesbürger (33%) ist klar: „Das Allerwichtigste ist für mich in Zukunft bezahlbarer Wohnraum in zentraler Lage“. Die Angst ist groß, wider Willen aus der Stadt gedrängt zu werden. Vor allem junge Leute im Alter bis zu 34 Jahren (39%) wollen beim Wohnen auf die Citynähe nicht verzichten.

„Der Wohnwunsch ‚Bezahlbare Wohnung in zentraler Lage‘ gleicht der Quadratur des Kreises“, sagt Opaschowski. „Denn Citywohnen stößt erfahrungsgemäß schnell an die Grenze der Finanzierbarkeit.“ Arbeiter (42%) sowie Bezieher niedriger Einkommen unter 1.750 Euro (36%) äußern diesen Wunsch am meisten - wohlwissend oder ahnend, dass dieser Wunsch in Zukunft kaum einlösbar ist. Hier können Baugemeinschaften Abhilfe schaffen, in denen Gleichgesinnte zusammen planen, als Bauherren, Investoren und Bewohner fungieren und Wohnen in der Stadt zu bezahlbaren Preisen möglich machen.

Wo lebt es sich am besten? Bei der Beantwortung dieser Frage stimmen die Bewohner in den zehn größten Städten Deutschlands weitgehend überein: 85 Prozent der Bundesbürger halten ihre Stadt für lebenswert - allerdings mit großen Schwankungsbreiten von 70 Prozent (Dortmund) bis zu 91 Prozent (Hamburg). Die Deutschen wissen zudem den Abwechslungsreichtum (82%) und die Weltoffenheit (81%) des Lebens in der Stadt zu schätzen.

Zugleich decken sie schonungslos die sozialen Defizite des Stadtlebens auf: Für Kinderfreundlichkeit (46%), Familienfreundlichkeit (49%) und Seniorenfreundlichkeit (49%) finden sich in der Bevölkerung keine Mehrheiten mehr. Dies sind offensichtlich die größten Herausforderungen für das Leben in der Stadt der Zukunft. Professor Opaschowski: „Die Kommunalpolitiker haben für viele Grünflächen, ein vielfältiges Kulturangebot und ein abwechslungsreiches Freizeitangebot gesorgt, aber die Menschen zu wenig zum freundlichen Umgang miteinander motiviert und aktiviert. In der Stadt ‚ist immer etwas los‘ und ‚kommen auch alle auf ihre Kosten‘. Nur: Der soziale Kitt wurde dabei nicht selten vergessen.“

Viele Stadtbewohner leben offensichtlich für sich und vor sich hin. Bei Stadtfesten und Mega-Events werden Weltoffenheit und touristische Attraktivität demonstriert, ohne gleichzeitig menschliche Nähe oder nachbarschaftliche Verbundenheit anzuregen. Da brennt ein Feuerwerk ab - und die Menschen driften in sozialer Gleichgültigkeit wieder auseinander. Eine Stadt ohne kinderfreundliches Klima kann keine nachhaltige Zukunft haben.

Welche deutsche Großstadt ist die schönste, atmosphärischste, gastfreundlichste Stadt?

In der Einschätzung der Bewohner ist - jeweils im Vergleich der zehn Großstädte -

- Hamburg die schönste und lebenswerteste Stadt,
- Bremen die weltoffenste und atmosphärischste Stadt,
- München die gastfreundlichste und freizeitattraktivste Stadt,
- Berlin die kulturvielfältigste Stadt,
- Köln die toleranteste Stadt und
- Stuttgart die wirtschaftskräftigste, wohlhabendste und sicherste Stadt.

Außerordentlich hohe Sympathiewerte erhält Bremen von den Stadtbewohnern für die urbane Atmosphäre sowie für die Kinder-, Familien- und Umweltfreundlichkeit mit Spitzenwerten, die sonst keine andere Großstadt erreicht. Die Dortmunder bescheinigen ihrer Stadt ein überdurchschnittlich gutes Verkehrs- und Straßennetz. Die Hauptstadt Berlin mag in Sachen Kultur und Politik meinungsführend sein. In einer Beziehung stellen die Berliner ihrer Stadt ein vernichtendes Zeugnis aus: Berlin „gilt“ im Vergleich zu den anderen Großstädten als die schmutzigste Stadt. Auffallend ist auch dies: Die meisten Großstädte haben bisher noch nicht hinreichend auf

die demografische Entwicklung reagiert: „Seniorenfreundlichkeit“ bescheinigt nur eine Mehrheit der Hamburger (61%), Bremer (59%) und Münchener (54%) ihrer Stadt. In Berlin (48%), Stuttgart (47%), Essen (46%), Düsseldorf (44%), Dortmund (44%), Köln (39%) oder Frankfurt/M. (35%) hat die Kommunalpolitik bisher noch zu wenig auf die Folgen der älter werdenden Bevölkerung reagiert.

„Wenn Städte eine Zukunft haben wollen, können sie sich nicht nur als Wirtschaftsstandort profilieren“, so Professor Opaschowski. „Genauso wichtig ist es, durch Binnenmarketing ein positives Selbstbild der Bevölkerung zu erzeugen: Gastfreundlich. Weltoffen. Tolerant.“ Was im Hinblick auf die Fußball WM 2006 erst durch aufwendige Werbekampagnen auf nationaler Ebene erreicht werden soll, ist in Städten wie München, Bremen und Köln bereits heute Wirklichkeit.

Singles von Wahlfamilien „adoptiert“: Ein Ausblick auf die Stadtgesellschaft von morgen

Die Anonymität, die fehlende soziale Kontrolle und das unruhige Leben in der Stadt galten bisher als Merkmale eines urbanen Lebensstils. In Zukunft wird vieles anders sein: Das Leben auf dem Lande wird dem Stadtleben immer ähnlicher. Beides ist dann möglich: Die Verstädterung der Dörfer und die Verdörferung der Städte. Oder in der Sprache der Planer: Die Verdichtung und die Entdichtung. Motorisierung und Mobilität lassen die Grenzen zwischen Stadt und Land immer fließender werden. Der „Stadt“-Begriff ist schon heute nicht mehr abgrenzbar. Im internationalen Maßstab schwanken die Mindesteinwohnerzahlen einer Stadt zwischen 200 Einwohnern in Dänemark und 30.000 Einwohnern in Japan. In Deutschland lebt mittlerweile über achtzig Prozent der Bevölkerung in Städten.

Weniger, älter, bunter: So sieht das Leben in der Stadt der Zukunft aus. Ihr Bild wird geprägt durch weniger Kinder und Jugendliche, mehr ältere Grauköpfe und ein buntes Gemisch von Einheimischen und Zuwanderern aus fremden Kulturen.

Die Zeit der Stadtfucht geht zu Ende. Immer weniger Menschen leben auf dem Land. Sinkende Lebensqualität auf dem Lande und extrem hohe Energiepreise beschleunigen den Trend „Zurück in die Stadt“. Innerstädtische Wohnlagen gewährleisten eher ein „Rundum-versorgt-Sein“-Gefühl. Für die nähere Zukunft gilt: Deutschland bleibt in Bewegung. Architekten, Planer und Investoren sollten sich auf diese Entwicklung einstellen und den Blick mehr auf stadtzentrale Wohnstandorte richten. Besonders Menschen in der nachelterlichen Lebensphase („45plus“) kehren den Schlafstädten und Reihenhauskolonien auf der grünen Wiese den Rücken und suchen zur eigenen Sicherheit die Garantie der Vielfalt von Arbeit, Freizeit, Kultur und sozialen Diensten in Wohnortnähe.

Die Stadt der Zukunft bietet kurze Wege, mehr Wahlmöglichkeiten und höhere Lebens- und Erlebnisqualitäten. Die neuen Urbanisten von morgen wollen wieder ‚mittendrin‘ und ‚mitten im Leben‘ wohnen und offen für neue Lebensformen und Wohngemeinschaften sein. Gemeinsam machen sie sich selbst zu Architekten, Planern und Gestaltern ihrer Häuser und Wohnungen. Durch Selbst- und Nachbarschaftshilfe sorgen sie für stabile soziale Beziehungen im Wohnquartier („civic life“).

Vielleicht lebt - wie in früheren Jahrhunderten - der Gedanke des „ganzen Hauses“ wieder auf, weil die Menschen aufeinander angewiesen bleiben und sich mehr selber helfen müssen. Im „ganzen Haus“ haben in Zukunft nicht nur natürliche Familienmitglieder Platz. Auch Enkel-, Kinder- und Familienlose werden „wie durch Adoption“ in die Haus- und Wohngemeinschaft aufgenommen und bilden neue Wahlfamilien. So könnten alle ein selbstbestimmtes Leben führen – aber nicht allein. Gemeinsam statt einsam heißt das Wohn- und Lebenskonzept in der Stadt der Zukunft: Mehr Generationenhaus und Baugemeinschaft als Heimplatz und betreutes Wohnen.

BAT-Freizeitforschungsinstitut (BAT-Website)

Leserbrief

In unserem Beitrag zu den Lenbachgärten war die Rede davon, das Hochschulinstitute dort weichen mussten. Sie wurden nach Großhadern und Martinsried ausgelagert. Das war eine falsche Entscheidung, findet Filmautor Dr. Oskar Holl. Er schreibt dazu:

München: Beim Verlust von Urbanität eine halb duldende, halb mittätige tragische Heldin

In den 60er und 70er Jahren drohte besonders die LMU sich krakenartig in die umliegenden Wohnhäuser hinein auszudehnen. Diesem Missbrauch verdanken wir nicht zuletzt die „Aktion Maxvorstadt“, eine der aktivsten und kreativsten Bürgerinitiativen, die weit über München hinaus bekannt wurde und mit der Geschichte des Münchner Forums eng verbunden ist. Aber der Versuch, auf die damalige enorme Zunahme der Studentenzahlen mit dem Modell Campus-Universität nach gut amerikanischem Vorbild als alleinigem Heilmittel zu reagieren, gehört zu einer der grotesksten Verkennungen von deutscher wie auch US-amerikanischer Universität und auch Stadt sowie von deren jeweiligen Funktionen. Da in Europa die Universitäten mit gutem Grund seit Jahrhunderten oder wie in München zumindest seit inzwischen gut 175 Jahren in die historischen gewachsenen Zentren integriert sind, halte ich es für nicht nur historisch (das wäre noch zu vernachlässigen), sondern vor allem auch für funktional äußerst bedenklich, diese Laboratorien von Wissen und jugendlicher Lebensform aus dem Stadtleben zu verbannen. Die negativen Folgen erleben wir bei vielen Universitätsgründungen aus den letzten Jahrzehnten, die "natürlich" am Stadtrand entstanden. Das sind Montag-bis-Donnerstag-Universitäten: Spätestens am Freitag Mittag fährt der Student "heim". Worin besteht z.B. an Wochenenden das universitäre Leben etwa der "Universitätsstadt" Garching? Und wie ist es dort selbst montags bis freitags bestellt?

Wenn Deutschland auf eine wissensbasierte Gesellschaft hinstrebt, dann ist es zumindest innerhalb der europäischen kulturellen Traditionen geradezu widersinnig, die am höchsten entwickelten Pflanzstätten dieses Wissens, die ja immer auch Versuchsstätten und nicht nur reine Wissensübermittlungsfabriken sind, aus dem physisch erfassbaren und geistig erkennbaren Miteinander eines lebendigen Stadtgefüges herauszuhalten. Das Internet – man weiß es – kann persönliche Begegnungen nicht ersetzen. Eine der spannendsten Aufgaben von Münchens Stadtplanung in den kommenden Jahrzehnten wird es sein, ausgewogenen Lebensraum für die universitären Einrichtungen zu bieten, einen Lebensraum und ein Lebensrecht, die nicht nur dem Namen nach mit München verbunden sind. Ein zweites Projekt „Lenbachgärten“, so schön und kostbar es als Solitär auch sein mag, mit solcher oder ähnlicher Vorgeschichte sollten sich der Freistaat Bayern als Verursacher (Universitätsplanung ist Sache des Landes) und die Landeshauptstadt München als halb duldende, halb mittätige tragische Heldin nicht mehr leisten.